



HENRI POSE
**MORD
AN DER
ALSTER**

EIN HAMBURG-KRIMI

LESEPROBE

MIDNIGHT



Der Autor

Henri Pose, geboren 1995, wuchs in Hamburg auf. Noch während seiner Schulzeit im Osten der Stadt veröffentlichte er seinen ersten Thriller *Eridanos*. 2014 nahm er die Arbeit in einem großen Versicherungsunternehmen auf. Nebenbei bloggte er eine Zeit lang und wandte sich schließlich dem

Krimigenre zu. Schon als Kind hatte er den Traum, einmal ein Buch zu schreiben, was so spannend ist, dass die Leser es bis drei Uhr Morgens nicht aus der Hand legen können.

Das Buch

Mord in der Elbmetropole

Privatdetektiv David Brügge wurde von seiner Freundin verlassen und auch beruflich sieht es nicht sehr rosig aus. Dann wird bei einem Abendessen sein bester Freund und Dirigent des Hamburger Orchesters ermordet. David beginnt zu ermitteln. Dabei trifft er immer wieder auf die Reporterin Maria, die mehr zu wissen scheint, als sie zunächst zugibt. Zwischen den beiden funkt es und sie beschließen eine Zusammenarbeit. Als sie sich jedoch auf den Maskenball einer verdächtigen Unternehmergruppe einschleichen, werden sie Zeugen eines Angriffs und geraten schließlich selbst ins Visier ...

Henri Pose

Mord an der Alster

Ein Hamburg-Krimi

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

Originalausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Februar 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017

Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-108-2

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Teil 1

Prolog

Ost-Hamburg, Oktober 1991

»Es ist, als wärst du ein Fremder. Du bist nicht der Mann, den ich mal geliebt habe. Ich erkenne dich nicht wieder.« Mit diesen Worten hatte seine Frau am gestrigen Abend das Haus verlassen. Sie würde die Scheidung einreichen, so viel stand fest. Ihre letzten Worte ließen ihn nicht los: *Ich erkenne dich nicht wieder.*

Es war 7.50 Uhr. Der Mann stand im Treppenhaus eines baufälligen Wohnhauses im Osten Hamburgs. Vor ihm lag seine berufliche Zukunft in Trümmern, hinter ihm die Frage, ob er heute Abend zu seiner Frau zurückkehren dürfen würde. Ihm wurden die Knie weich. Er stützte sich auf dem Geländer ab, einem Holzkonstrukt, das unter seinem Gewicht zu zittern begann. Im Haus gab es sieben Wohneinheiten; zwei pro Etage und eine Wohnung auf dem ausgebauten Speicher. Diese oberste Wohnung stand leer, seitdem dort kürzlich Asbest entdeckt worden war. Statt einer Modernisierung hatte der Eigentümer sich dafür entschieden, die Wohnung räumen zu lassen. Die Tür war luftdicht versiegelt worden. Im Treppenhaus hallte es, und jedes Geräusch aus den Wohnungen konnte auf Zimmerlautstärke vernommen werden. Wenn man den Tag hier verbrachte, konnte man an allem Leben in den Wohnungen teilhaben und sich Stimmen, deren Eigentümer man nie gesehen hatte, ganz nah fühlen. Es gab sechs bewohnte Parteien in diesem Haus – zwei pro Etage. Im zweiten Obergeschoss wohnte eine junge Mutter mit zwei Kindern.

In diesem Moment stand vor ihrer Tür ein fremder Mann und dachte an all diese Dinge, während er darauf wartete, dass sich sein

Puls wieder senken würde. Er klammerte sich weiterhin ans Treppengeländer. Draußen klatschte der Regen gegen den Backstein, und der Wind rüttelte an den alten Fensterscheiben. Es war kalt, aber nicht die Art von Kälte, die man in Grad Celsius ausdrückte. Nein, es war jene nasse Kälte der Hamburger Herbstmorgende, die einem in die Knochen kroch und bei der man sich wünschte, niemals aus dem Bett aufstehen zu müssen.

Der Mann war bereits seit zwei Stunden auf den Beinen. Er war Sozialarbeiter beim Jugendamt und hatte zu viel gesehen. Als es zwischen seiner Frau und ihm zu kriseln begonnen hatte, hatte sie sie ihm immer wieder vorgehalten, dass es meist kranke Menschen und Tyrannen waren, die sich soziale Berufe aussuchten. Um ihre Überlegenheit zu demonstrieren. Inzwischen redeten sie kaum mehr miteinander.

An jenem Morgen hatte die Tür zur Wohnung im Dachgeschoss offen gestanden. Das Asbestsiegel war vor einigen Tagen gebrochen worden. In der leerstehenden Wohnung saß die junge Frau am Boden. Der Staub, der aufgestoben war, als sie sich gesetzt hatte, schwebte auch jetzt – Tage später – noch in der Luft. Die junge Frau hatte die Arme um die Knie geschlungen und weinte vor sich hin. Wenn man im Treppenhaus stand und angestrengt lauschte – ja, man musste ganz genau hinhören –, konnte man einzelne Worte herausfiltern. Die Frau sah anscheinend Menschen um sich herum, deren Gesichter sie nicht erkennen konnte. Sie fragte jeden von ihnen, ob er der Vater ihrer Kinder sei. Die Kinder befanden sich in der Wohnung ein Stockwerk tiefer; außer ihnen bloß dicke schwarze Fliegen an den Fensterscheiben.

Der Mann stand vor der offenen Tür, einer Pforte ins Herz des Bösen. Eins wusste er sicher: Dass er keinen zweiten Blick hinein in die Wohnung verkraften würde, ohne den letzten Rest seiner selbst zu

verlieren. Er erkannte sich nicht wieder. Er war nicht der Mann, der es einst verdient gehabt hatte, geliebt zu werden.

1

Hamburg-Mitte, Juli 2016

Mir wurde klar, dass ich in alten Verhaltensweisen feststeckte. Wie ein Computer, der wieder und wieder versucht, das defekte Programm zu laden, brauchte ich einen Reset. Vor einem halben Jahr hatte mich meine große Liebe für einen anderen verlassen, und inzwischen wusste ich nicht mal mehr, ob ich damals geweint hatte. Auf die Trennung waren Wochen der Taubheit gefolgt: Mein Leben war an mir vorbeigeflossen. Ich verschlief die Tage und verbrachte die Nächte mit Grübeln. Manchmal schlief ich so viel, dass ich schon müde aufwachte und mich den ganzen Tag über wie gerädert fühlte. Nach den ersten Wochen hielt ich es nicht mehr aus, nach der großen Müdigkeit bekam ich nun kaum mehr ein Auge zu. Ich änderte mein Leben und beschäftigte mich tagsüber mit Ideen, wie ich meine Zeit verbringen könnte, und mit viel Sport. Nachts schaltete ich alle Lichter in meiner Wohnung ein, schaute über meine Stadt und fühlte mich wie einer der Superhelden in den Filmen. Uns unterschied bloß, dass ich arbeitslos war, niemandem half und kein Cape trug.

Ich hatte ein sichereres Leben leben wollen und kurz nach meinem letzten Auftrag bei den *Black Swans* gekündigt. So oder so hätte ich die Detektei verlassen müssen: Ich hatte meine Kompetenzen drastisch überschritten und war mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Also war ich freiwillig gegangen; um von nun an Gutes zu tun, wie ich mir einredete. Während der letzten Jahre hatte ich viele verschiedene Aufträge übernommen: Ich hatte flüchtige Hedgefondsmanager aufgespürt, Wirtschaftsspionage betrieben und eine entführte Millionärstochter aufgespürt. Letzteres war allerdings ei-

ne Ausnahme gewesen, denn meistens ging es bei meinen Fällen nicht um Menschenleben oder deren Errettung, sondern schlichtweg um Geld. So sah das Leben in einer Wirtschaftsdetektei nun mal aus, während man sich als Detektiv im Privatgewerbe auf die Suche nach entlaufenen Hunden machen durfte. Jedoch hatte ich mich vor Jahren dafür entschieden gehabt und immer wieder betont, dass ich zu dieser Entscheidung stehen würde, denn als zukünftiger Familienvater bräuchte ich einen sicheren Job. Nun würde diese Familie nie zu Stande kommen, und ich fand mich plötzlich im Privatgewerbe wieder.

Zwar hatte ich mich bei der Behörde als selbständig gemeldet, mangels Telefonbucheintrag und Website war ich de facto jedoch arbeitslos und lebte von meinen Ersparnissen. Und wie ich lebte. Ich kochte nicht selbst, ich bestellte drei Mahlzeiten pro Tag. Außerdem hatte ich mein Wohnzimmer mit dem Innenstadt-Zahnarzt-Wartezimmer-Starter-Kit einrichten lassen: Barcelona Chairs und Teakholzschränke. Auch um mein äußeres Erscheinungsbild begann ich mir Gedanken zu machen: Ich kaufte mir jede Woche einen neuen Anzug in Paynesgrau, einem Farbton, den ich gerade erst kennengelernt hatte. Dabei handelt es sich um das dunkelste Grau, was es gibt, mit einem leichten Blaustich. Paynesgrau ist eine beliebte Künstlerfarbe, um Schatten darzustellen. Manche Anzüge waren mit dezenten Nadelstreifen verziert, doch die meisten waren unifarben. Und sie saßen perfekt. Ich hatte nicht nur den besten Schneider der Stadt, sondern auch den besten Schuhmacher – in meinen maßgefertigten Budapestern hätte ich einen Marathon laufen können. Wären da nicht die Zigaretten gewesen. Nach einer Zeit der E-Zigaretten und Nikotinpflaster hatte ich mir vorletzte Woche eine neue Stange meiner heißgeliebten Camel Blue gekauft – eine der letzten Marken ohne Bilder von abgestorbenen Füßen und unglücklichen Raucherkindern.

Im Zuge meines Ausscheidens aus der Detektei hatte ich meinen Firmenwagen verloren und zur Finanzierung meiner neuen Inneneinrichtung den Zweitwagen verkauft. Die letzten Gehälter, die an mich überwiesen worden waren, hatte ich in einen Lebensstrom investiert: einen Bentley Arnage T, ein Boot von einem Auto, mit dessen Spritkonsum mein Kontostand rapide zu sinken begann. Um es kurz zu machen: Ich ertränkte meine Depression im Konsum. Ich wusste nicht, wie es weitergehen würde, woher ich Aufträge bekommen sollte und wie ich mich dazu durchringen sollte, diese auszuführen. Wollte ich wirklich entflozene Katzen aus den Eichen der Vorstadt klaben und senile Altersheimflüchtlinge zurück zu ihrem Haferbrei begleiten? War das das Ende meines Abenteuers, mein ganz eigenes Erwachsenwerden oder bloß die Realität, die letztlich jeden einholte?

An jenem Abend ging ich mit meinem besten Freund Arnold Heß essen. Wir saßen an einem Tisch vor dem Pi4, einem griechischen Restaurant in meinem Viertel. Wir waren gerade fertig mit Speisen, hatten jeweils zwei Ouzo getrunken, saßen vor leeren Espressotassen und warteten auf die Weinkarte.

»Wann hatten wir das letzte Mal einen so guten Sommer?«, fragte Arnold.

Einige Fußgänger passierten die Terrasse des Restaurants, ab und zu fuhr ein Auto vorbei. Hinter der Hecke zirpten die Grillen, über uns funkelte der Sternenhimmel. Es war nach zehn Uhr abends und die Temperatur perfekt, um draußen zu sitzen.

Ich lachte. »Ich frage mich gerade, ob ich noch eine kurze Hose im Schrank habe.«

Der Kellner brachte die Weinkarte und wollte sich schon wieder abwenden, doch ich bestellte direkt und für Arnold gleich mit. Der Kellner bedankte sich und ging.

»Nicht dass du wieder nach Empfehlungen fragst«, sagte ich. »Bis du dich entschieden hast, ist sonst das gute Wetter weg.«

Er zog eine Grimasse. »Um auf die kurze Hose zurückzukommen. Kauf dir bloß keine. Damit zerstörst du das gute Karma, genau wie, wenn du dein Mittagessen nicht aufisst. Sobald du dich dem Sommer hingibst, geht er wieder.«

»Wie eine schöne Frau«, sinnierte ich mit gespielter Tiefgründigkeit. Arnold rollte die Augen.

Uns wurde der Wein gebracht, und ich schnupperte an meinem Glas, als hätte ich irgendeine Ahnung, ob der Wein gut war oder nicht.

»Das ist vermutlich der schmeichelhafteste Vergleich für den Hamburger Sommer, der je gemacht wurde«, witzelte Arnold. »Lass uns darauf trinken.«

Wir stießen an.

Nach dem ersten Schluck zündete ich mir eine Zigarette an. »Was hältst du von diesen Cargohosen mit Reißverschlüssen, bei denen man den Stoff vom Knie abwärts abtrennen kann? Als Kompromiss, meine ich. Nicht viel, so wie du mich anschaust, hm. Was macht Annika?«

»Sie ist noch immer meine liebenswerte Ehefrau. Hast du nach all den Jahren noch ein Auge auf sie? Da gibt's wenig Aussicht auf Erfolg. Sie betont immer wieder, dass sie sich damals für den Richtigen entschieden hat.«

Ich lachte. »Geschenkt.«

»Was macht die Kunst?«, fragte Arnold.

»Da fragst du den Falschen. Du bist der Musiker und dazu vermutlich beschäftigter als ich. Und ich hatte deine Branche immer für brotlos gehalten ...«

»Wenn das André Rieu hören könnte.«

Ich sah mir mit gespielter Verunsicherung über die Schulter.

»Puh, Glück gehabt. Jetzt läuft es gut für ihn, aber in ein paar Jahren

weiht er vermutlich den neuen Max Bahr ein. Es kann schneller gehen, als man glaubt. Eben hast du noch was, und dann, *peng*, ist es weg. Pass bloß auf.«

»Immer.« Er seufzte, dann lächelte er. »Ich habe frohe Botschaft zu verkünden.«

»Du lässt dich scheiden?«, unterbrach ich ihn.

»Nein.«

»Du bist schwanger?«

»Halt die Klappe.« Arnold grinste und schaute weg.

»Gonorrhoe?«, überlegte ich laut.

Arnold lachte. »Nein, nein, so froh dann doch nicht. Bei mir steht wohl eine Beförderung an. Ich dirigiere nicht mehr, ich werde die Konzerthalle leiten.«

Ich applaudierte leise. »Meinen Glückwunsch. Du hattest es immer in dir. Das habe ich dir schon früher gesagt. Wie fühlt es sich an? Bist du bereit dazu, die eigentliche Kunst hinter dir zu lassen?«

Er nahm einen Schluck und nickte. »Ich habe darüber nachgedacht, und ja, das bin ich. Ich habe Lust, nicht nur meinen Job zu machen, sondern die Zukunft der Musikhalle aktiv mitzugestalten. Das klingt jetzt vielleicht etwas hochtrabend, aber ich habe es mir gut überlegt.«

»Ich freue mich für dich. Wirklich.« Ich nahm einen großen Schluck Wein. Ich freute mich tatsächlich für meinen alten Freund, trotzdem hatte ich mich immer für den erfolgreichereren von uns beiden gehalten.

Neben mir räusperte sich jemand. Der Kellner stand mit einer in Leder gebundenen Mappe vor uns. »Die Rechnung finden Sie hier drin.«

»Schließen Sie schon?« Ich war überrascht.

»Nein.« Er räusperte sich erneut. »Die zwei Herren an der Bar übernehmen die Rechnung. Sie meinten, Sie wüssten Bescheid. Und der Beleg sei für Sie und, äh, für die Steuer.«

Ich nahm die Mappe an mich. Darin befand sich neben der Rechnung eine handgeschriebene Notiz: *Setzen Sie die Rechnung als Geschäftsessen ab, wir haben zu reden.* – D.F.

Meine Nackenhaare stellten sich augenblicklich auf, meine Muskeln spannten sich an, und jede Freundlichkeit wich aus meinem Gesicht.

»Zeigen Sie mir doch bitte die beiden Herren«, sagte ich kühl zum Kellner. Ich konnte förmlich riechen, wie er zu schwitzen begann.

»Arnold, wir reden gleich weiter«, sagte ich mit einem knappen Lächeln.

Er wirkte verwirrt. »Kennst du die beiden?«

»Glaube ich nicht. Warte hier, das dauert sicher nicht lange.«

Ich erhob mich, strich das Jackett glatt, schloss den obersten Knopf und folgte dem Kellner. Ich musste mich unter dem niedrigen Türeingang hinwegducken. Hinter der nächsten Ecke lag der Barbereich. Ich richtete mich zu meiner vollen Größe von 1,90 Metern auf, drückte die Schultern zurück und legte eine energische Gangart ein. In Gedanken bereitete ich bereits eine kleine Rede vor. Ich schätzte es gar nicht, in meiner Freizeit beruflich belästigt zu werden, vor allem nicht auf so eine dreiste Art und Weise. In dem Moment schrie eine Frau hinter mir. Der Schrei kam von der Terrasse. Er war so laut und markerschütternd, dass ich glaubte, die Scheiben würden gleich springen. Ein Mann rief etwas, eine zweite Frau schrie. Ich drehte mich um. Rempelte mir meinen Weg frei. Mit einem Sprung war ich auf der Terrasse.

Dort herrschte das Chaos. Eine Blondine hatte die Hände vor dem Mund zusammengeschlagen, zwei Männer standen unsicher in der Ecke. Ein Glatzkopf sprang von seinem Tisch auf und mit einem Satz über die Hecke und ließ sein Date sitzen. Der Tisch, an dem ich eben noch gesessen hatte, war umgestoßen worden. Die Weingläser lagen zersplittert auf den Pflastersteinen. Arnold saß in einer grotesken Haltung auf seinem Stuhl. Die Arme waren ausgebreitet und

unnatürlich weit nach hinten verdreht. Er wirkte wie ein unerfahrener Taucher, der sich rücklings vom Motorboot ins Meer fallen lassen wollte, aber vergessen hatte, sich zusammenzurollen. Hinter Arnold stand ein Mann in einem schwarzen Anzug mit schwarzem Hemd und schwarzer Krawatte. Sein Haar war schulterlang und am Ende gerade abgeschnitten, das Gesicht mit Tattoos bedeckt. Die linke Hand hatte er in Arnolds Locken gekrallt, als wolle er seinen Skalp stehlen. In der rechten Hand hielt er ein Messer mit kurzer gebogener Klinge. Es erinnerte mich an jene Pilzmesser, mit denen Trüffel vor den Augen der Gäste in hauchdünne Scheiben geschnitten wurden. Was mir am stärksten auffiel, waren seine weißen, mit Blut besprenkelten Latexhandschuhe. Die rote Flüssigkeit perlte an ihnen ab wie Weintropfen an einem Flaschenhals.

Als ich auf die Terrasse kam, hatte der Mann mit dem langen Haar gerade sein Messer aus Arnolds Hals gezogen. Die gesamte Kehle meines besten Freundes klaffte in seinem Hals wie ein Maul. Das Innenleben schien mich irritiert anzuschauen und etwas sagen zu wollen, doch statt Worten sprudelte bloß dunkelrotes Blut aus der Wunde. Der Mörder hielt noch immer das Messer in der Hand. In meinem Kopf hallte das *Rrrraatsch!* nach – jenes Geräusch, das die letzten Zentimeter des schnurgeraden Schnittes von sich gegeben hatten, als der fremde Mann sein Werk vollendete. Nun hob er den Kopf, und sein Blick schien nicht traumatisiert und auch nicht pervers verklärt – nein, sein Blick war kalt. Er vermittelte mir, dass ihm all das nichts bedeutete. Trotzdem, oder gerade deswegen, tat er, was er tat.

Der Mann schaute mich an, starr, mit hoch erhobenem Kopf und gestrafften Schultern. Er hob die rechte Hand mit dem blutigen weißen Chirurgenhandschuh. Darin lag noch immer das Pilzmesser mit dem Holzgriff und der kurzen Klinge. Die Biegung grinste mich höhnisch an. Der Mann zeigte auf mich, dann ließ er die Hand langsam sinken.

All das war innerhalb weniger Sekunden geschehen, und trotzdem brannte sich jedes Detail in mein Gedächtnis ein. Ich löste mich aus meiner Schockstarre, doch die Zeit lief nicht schneller. Ich schüttelte den Kopf und kämpfte mit den Tränen. Ich rannte auf den Mann zu. Da war kein Plan in meinem Kopf, da war bloß Wut. Uns trennten weniger als fünf Meter, gleich wäre ich bei ihm. Doch er hob den Tisch an und rammte ihn mir gegen den Brustkorb. Dabei lachte er ein heiseres, kurzes Lachen, das mit einem menschlichen Lachen nicht viel gemeinsam hatte. Ich ging zu Boden, lag in Scherben und Blut. Der Fremde mit der Klinge schaute von oben auf mich herab. Dann trat er mir ins Gesicht. Und die Lichter gingen aus.

2

Ich lernte Arnold während meiner Zeit in München kennen. Damals war ich traumatisiert durch den Tod meiner Jugendliebe Jana. In meinem Kopf herrschte eine gefährliche Leere. Diese Leere hätte in zwei Richtungen ausschlagen können: in die gute Richtung oder in die der Gewalt. Ich arbeitete damals für eine Detektei, die zum einen die Interessen von Wirtschaftsunternehmen verfolgte (wir prüften sowohl Bücher als auch Verdachtsfälle auf Veruntreuung), aber zum anderen auch die Sorte Aufträge erfüllte, die nicht schriftlich festgehalten werden. Wir kannten keine Moral, und so überbrachten wir Pakete, deren Inhalt wir nicht hinterfragten, und kümmerten uns im Auftrag großer Ölfirmen um Umweltaktivisten. Entweder sie ließen sich bestechen, oder sie ließen sich erpressen. Wenn beides erfolglos war, wurden wir unangenehm. Ich war damals nicht mehr als eine Waffe in den Händen einer Bande von Anzugträgern mit gutmütigen Gesichtern und pechschwarzen Herzen. Bis ich Arnold traf.

Arnold studierte in München Musikwissenschaften und jobbte nebenbei in einem der damals ersten Coffee-Shops, die vierundzwanzig Stunden am Tag geöffnet hatten. Von meinem Apartment aus waren es nur hundert Meter dorthin. Wenn Arnold Nachtschicht hatte, lief nicht mehr der Radiopop, der tagsüber gespielt wurde, sondern eine CD mit Klavierinterpretationen der bekanntesten Beethoven-Kompositionen – jede Nacht. Es ist die Sorte Musik, die man entweder mag, weil man genau hinhört, oder eben nicht mag. Ich war nie ein großer Fan klassischer Musik gewesen, aber ich liebte Livemusik, vor allem vom Klavier. Die Leichtigkeit der Klänge faszinierte mich und noch mehr als das der Variantenreichtum des Instruments – jede Emotion ließ sich mit den achtundachtzig Tasten abbilden. Sie waren schwarz und weiß und sahen

alle gleich aus. Doch dahinter steckten so viel Technik und Präzision, die in geübten Händen in einer derartigen Perfektion und Präsenz gipfelten, dass das Klavier zum einzigen Instrument wurde, das ich gerne solo hörte. Mit zehn schnellen Fingern ließen sich die Melodie und die Begleitung zur selben Zeit spielen.

Eines Nachts fragte ich Arnold nach dem Namen der CD, die er jeden Abend auflegte. Bis dahin hatte ich immer bloß einen großen Americano bestellt, gezahlt und eine schöne Nacht gewünscht; danach war ich in meine Einsamkeit zurückgekehrt. Nicht so in jener Nacht. Arnold schrieb mir den Titel der CD auf einen kleinen Zettel, dann fügte er hinzu: »Ich sehe dich nun beinahe jede Nacht, hätte dich aber niemals für einen großen Musikliebhaber gehalten.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich bin kein Typ, der mit seinem Fachwissen prahlen könnte. Ich weiß bloß, was mir gefällt.«

»Spielst du selbst?«

Ich musste schmunzeln. »Wohl kaum. Und du?«

Danach erzählte er mir von seinem Studium und weihte mich in seine Begeisterung für die klassische Musik ein. Wir wurden Freunde, und es stellte sich bald heraus, dass er genau wie ich keinen in dieser Stadt kannte. Jeden Freitagabend gingen wir essen, und ich lud ihn ein. Er war schließlich Musikstudent, was im Klartext bedeutete, dass er zwar eine lobenswerte Passion hatte und diese stringent verfolgte, aber weder Geld verdiente, noch jemals welches verdienen würde. Ich hatte deutlich weniger Zeit als er – trotz seiner Vorlesungen, seiner Übungsstunden mit dem Orchester und seiner privaten Spielzeit sowie dem Job im Coffee-Shop. Meine Woche bestand aus mindestens sieben Arbeitsstunden, die ich Seite an Seite mit kalten Männern, die es auf Geld und das Ausspielen ihrer Dominanz abgesehen hatten, verbrachte. Sie waren es gewöhnt, immer auf der Gewinnerseite zu stehen und ihr Erfolg war mit Rücksichtslosigkeit gleichzusetzen. Sie spielten tagsüber Papierkrieg mit ihren Horden von Anwälten und benahmen sich bei Nacht wie Guerillas.

Sie kontrollierten alles und niemand war vor ihnen sicher. Arnold bedeutete weder Geld noch Macht etwas, sein Leben drehte sich um Ästhetik, und er fuhr verdammt gut damit. Ich war neidisch auf ihn, doch wusste ich gleichzeitig, dass ich nicht konnte, was er konnte.

Wir beide waren Menschen, die gerne allein waren. Alleinsein bedeutete für uns nicht bloß einen Zustand, sondern Heilung. Das Alleinsein war essenziell für uns. Und trotzdem verbrachten wir viel Zeit zusammen, denn Abgeschiedenheit bringt auch Einsamkeit mit sich. Wenn ich jemals einen Seelenverwandten, einen besten Freund oder einen Bruder gehabt habe, dann ihn.

Ein Jahr nach der Nacht im Coffee-Shop bekam ich ein Angebot von einer Hamburger Detektei, den Black Swans. Die Branche war, was sie war, nämlich übel. Doch die Black Swans versprachen mir weniger Gewissensbisse und weniger Arbeit von der Sorte, die zu Blutspritzern auf meinem weißen Hemd führte. Es war eine Verbesserung, die ich nicht ablehnen konnte. Als ich wegzog, schenkte Arnold mir eine CD. Es waren dieselben Titel wie auf der CD mit den Klavierinterpretationen, doch diesmal gespielt und aufgenommen von ihm.

Arnold hat mir eine Seite des Lebens gezeigt, die mir bis dahin unbekannt gewesen war. In der Nacht, in der er im Restaurant getötet wurde, holte ich die CD aus meinem Tresor. Dieser war ansonsten leer. Ich hörte die alte, zerkratzte CD rauf und runter, während ich meinen Kummer mit einer halben Flasche Gin herunterspülte. Für ein paar Stunden schien es, als wäre mein Freund noch hier und würde mit mir trauern. Beethoven wurde mein Blues.

3

Noch bevor die Polizei beim Restaurant ankam, war ich gegangen, hatte aber zumindest kurz vor Morgengrauen bei der Wache angerufen und mich für eine Befragung am Mittag zur Verfügung gestellt. Zehn Minuten nach meinem Abgang hielt ein Streifenwagen vor meiner Tür. Vier Beamte mit gezogenen Waffen stürmten herein, bevor ich öffnen konnte, und nahmen mich in Handschellen mit. Ich zählte die Schweißperlen auf ihren Stirnen. Für mich war die Festnahme nichts Persönliches. Ich fühlte mich noch immer wie betäubt.

Im Revier hielt mir ein Kommissar Mitte zwanzig einen gestotterten Vortrag über mein Verhalten. Ich sollte es besser wissen und nicht direkt vom Tatort verschwinden. Wahrscheinlich war das sein erstes eigenes Verhör, und hinter der Glasscheibe schaute sein Chef zu. Der Jungspund warf mir ein paar Verdächtigungen an den Kopf, und ich kam mir vor wie in einem schlechten Film. Er fragte mich unter anderem, ob ich beweisen könne, dass ich nicht derjenige gewesen war, der Arnold ermordet hatte. Es gab dutzende Zeugen, die wussten, dass ich niemandem etwas angetan hatte. Vermutlich ging die Polizei von einem Mord im Milieu aus, dachte also, dass Arnold und ich Drogendealer wären und von einem ehemaligen Geschäftspartner einen Denkkzettel verpasst bekommen hätten. Nun wollten sie alle Informationen, die sie bekommen konnten. Bei der Vernehmung ging es nicht um den Mord, sondern um die Eindämmung anderer Verbrechen. Ich war bloß derjenige, der für diese Farce herhalten musste, denn es gab keinen anderen.

»Lassen Sie mich einfach meine Aussage machen und dann schlafen«, sagte ich.

Der junge Kommissar sah sich hilfeschend um. Bei Navy CIS waren sie nie sprachlos. Aber das hier war keine TV-Serie, sondern

die Realität. Es klopfte gegen die verspiegelte Scheibe. Der Kommissar seufzte und reichte mir ein Klemmbrett herüber.

»Schreiben Sie auf, woran Sie sich erinnern. Wenn Ihnen noch etwas einfällt, melden Sie sich bitte umgehend!«

Ich schrieb die Geschehnisse des Abends detailliert nieder. Bloß die Notiz im Rechnungsbuch ließ ich weg – ich wusste nicht, wieso. Irgendwie sagte mir mein Gefühl, dass die Polizei bis jetzt nichts davon wusste und es besser wäre, wenn es so bliebe. Ich sagte aus, auf dem Weg zur Toilette gewesen zu sein, als der Mord geschah. Wenn die Polizei im Nachhinein von der Notiz erfahren sollte, könnte ich immer noch behaupten, unter Schock gestanden zu haben.

Direkt nach dem Verhör holte ich mir einen Becher mit der lauwarmen Brühe namens Polizeikaffee. Dieser war nicht mehr als zweckmäßig: Er enthielt Koffein, und zwar reichlich. Ich habe nur wenige kulinarische Prämissen, aber normalerweise lehne ich Polizeikaffee und Billigzigaretten kategorisch ab. Einen Coffee-Shop hätte ich in diesem Moment aber nicht ertragen können, außerdem hatte ich es eilig und war todmüde.

Ich fuhr mit dem Fahrstuhl hinab ins Untergeschoss des Polizeipräsidiums, des dunklen Gebäudes, das aufgrund seiner Form bloß der Hamburger Polizeistern genannt wurde. Im Keller befand sich das Archiv, und dort arbeitete Robin, mein Kontakt bei der Polizei. Er verabscheute den Innendienst, konnte seit seiner Verletzung aber nicht mehr hinaus. Ich hatte ihm einmal das Leben gerettet, und seitdem versorgte er mich mit Informationen.

Robin hatte sich zwischen zwei deckenhohen Aktenregalen versteckt. Vor ihm stand ein Gerät zur Durchsicht von alten Mikroverfilmungen. Im flackernden Neonlicht wirkte er kränklich, als er aufsaß.

»Hast du mich vermisst?«, begrüßte ich ihn.

Er stöhnte auf. »Ich hab schon gehört, dass du hier bist. Und ich hatte so sehr gehofft, dass du mich nicht besuchen würdest.«

»Sag bloß, du freust dich nicht.«

»Ich würde mich freuen, wenn du mal zu einer meiner Grillpartys auftauchen würdest, aber du kommst ja nie.«

»Ich hab zu tun.«

»Du bist praktisch arbeitslos«, entgegnete Robin. »Ich hingegen bin Beamter, und ich kann in ernsthafte Schwierigkeiten geraten, wenn das hier rauskommt.«

»Du sitzt alleine in deinem Keller und tust ... Dinge. Wer sollte dich verpfeifen?«

Robin verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich übertrage alte Mikrofilme ins neue EDV-System. Das ist wichtig! Die Informationen könnten für neuere Fälle relevant sein.«

Ich lugte über seine Schulter. »Diebstahl eines Gartenzwergs von 1963? Dein Ernst?« Bevor er seinen Einwand formulieren konnte, fuhr ich fort: »Wie auch immer, das hier ist wirklich wichtig. Hast du gehört, was passiert ist?«

Robin hielt inne. »Mein Beileid.«

Ich schluckte. Für einen Moment war der Grund meines Besuchs aus meinem Bewusstsein verschwunden gewesen. Nun kehrte er mit Gewalt zurück, und ich fühlte mich schuldig. Die Phase der tatsächlichen Trauer würde noch kommen – ich wusste, wie es war. Ich hatte genauso viel Leid gesehen wie verursacht.

»Danke.«

Mir wurde klar, dass ich ein professionelles Verhältnis zu den schlimmsten Dingen des menschlichen Lebens entwickelt hatte.

Wann war mir meine Unschuld abhandengekommen? Für einen Moment herrschte Stille.

Dann sagte Robin resignierend: »Ich kann dir wohl kaum mehr sagen, als dir die Kollegen oben verraten haben.«

»Du meinst den Teenie im Verhörraum?«

»Der Junge macht sich gut, soweit ich weiß«, widersprach Robin.

»Bloß ist er manchmal wohl zu eifrig.«

»Er hat mir gar nichts gesagt. Wie weit sind die Ermittlungen?«

»Ganz am Anfang, und ohne Geistesblitz bleiben sie da auch, wenn du mich fragst. Der Autopsiebericht lässt auf jeden Fall noch ein paar Tage auf sich warten. Die Kollegen in der Gerichtsmedizin haben Notstand. Da stapeln sich die Leichen buchstäblich.« Er stockte. »Sorry, ich vergesse immer wieder, dass du das Opfer kanntest.«

Ich nickte. »Und weiter?«

»Überraschungen wird es wohl kaum geben. Ich glaube nicht, dass er vorher vergiftet wurde oder sonst was Extravagantes zu finden ist. Der Täter war ein Profi. Abgesehen von den Tattoos hat niemand etwas Auffälliges an ihm beobachten können. Es steht die Frage im Raum, ob die Tattoos echt sind. Oder vielleicht mit wasserlöslicher Farbe aufgemalt. Im zweiten Fall sollten sie uns vielleicht an einen Bandenmord denken lassen.«

»Welche Gang ist denn außerhalb Südamerikas für Gesichtstätowierungen bekannt?«, wandte ich ein.

»Eben. Außerdem ist es eine gute Art, sich auf dem Weg zum Tatort zu tarnen. Die Leute sehen den Täter zwar alle an, aber achten nicht auf Kleidung und Gesicht, bloß auf die Tattoos. Er bleibt anonym ohne Maske und läuft nicht Gefahr, dass sich ein Zeuge an ihn erinnert. Wenn er ihn auf dem Weg zum Tatort anrempelt, bevor er sich die Maske aufsetzt, zum Beispiel.«

»Klingt raffiniert. Vielleicht hatte er auch eine Perücke auf.«

»Gut möglich. So oder so gibt es unter der Beschreibung keinen Verdächtigen in der Datenbank. Es war auf jeden Fall ein Profi.«

»Die Sorte Profi zwischen verrückt und eiskalt. Das sind Schweine.«

Robin taxierte mich. »Bist du auf Rache aus?«

Ich schaute weg.

Sein Blick wurde hart. »Ich helfe dir. Aber nicht für einen Lynchmord, sondern ...«

»Mach weiter!«, befahl ich harsch.

Robin lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Ich achte unser Rechtssystem. Es ist fähiger, als die meisten Menschen denken. Und du wirst es nicht durch meine Hilfe unterwandern. Versprich mir, dass das nicht in Selbstjustiz ausartet!«

Ich atmete tief durch. »Ich verspreche, dass ich mein Bestes tun werde, das Schwein seiner gerechten Strafe zuzuführen.«

Robin wollte Einspruch erheben, doch ich kam ihm zuvor: »Seiner Strafe, die vor Gericht entschieden werden wird. Wenn er mich jedoch angreift, ist er tot. Das weißt du so gut wie ich. Mehr kann ich nicht versprechen.«

Robin nickte befriedigt. Tatsächlich war das ein ziemlich wackeliges Versprechen. Doch ich wusste, dass ich nicht weiterkommen würde, wenn ich stur blieb. Ich gab mein Wort, um es zu brechen. Doch Robin schien zufrieden.

»Immerhin«, sagte er. »Es wurden diverse Müllcontainer nach den Handschuhen durchsucht. Keine Spur davon und auch sonst keine DNS-Spuren oder Ähnliches. Ein weiteres Indiz, das auf einen Profi schließen lässt. Kein Wunder also, dass er nicht polizeibekannt ist. Er ist nach der Tat im nahen Parkhaus verschwunden. Die Überwachungskameras werden noch ausgewertet. Momentan kursiert die Theorie, dass er ein Auto dort stehen hatte und sich eventuell sogar die Tattoos entfernte, bevor er losfuhr. Bis jetzt gibt es keine Zeugen für die Flucht.«

»Halt mich auf dem Laufenden! Selbst eine Fahrzeugbeschreibung oder ein falsches Kennzeichen können mir helfen. Ich kenne eine Menge illegale Druckereien.«

Robin wechselte das Thema. »Viel habe ich also nicht für dich. Nur eine Sache ist aufgefallen.«

»Da bin ich mal gespannt.«

»Es waren zwei Männer in Anzügen an der Bar. Einem Gast sind die beiden aufgefallen. Die Kellner wollen sie nicht gesehen haben. Genauso wenig kann sie jemand beschreiben, bis auf den Hinweis, dass sie Anzüge trugen. Aber: Der Barkeeper wurde vernommen und wirkte verängstigt.«

»Was hat er gesagt?«

»Nichts«, sagte Robin mit einem wissenden Grinsen. »Er wirkte bloß verstört. Es wurde der Verdacht geäußert, dass er etwas weiß, aber nicht den Mumm hat, was zu sagen.«

»Verständlich. Männer in Anzügen, die abends etwas trinken, sind zwar nichts Ungewöhnliches; die Intuition des Menschen stimmt aber oft: Wenn er jemanden für gefährlich hält, ist der das meist auch. Ich werde mir den Barkeeper mal vornehmen.«

»Tu das«, sagte Robin. »Aber ich glaube kaum, dass es einen Zusammenhang mit dem Mord gibt. Wahrscheinlich waren die beiden an der Bar bloß zwei Dealer, die man im Viertel kennt. Stell dir mal vor: Drei Profis, um einen Dirigenten zu töten – findest du das nicht ein bisschen viel? Überhaupt: Was das Motiv angeht, tappen wir im Dunkeln. Es gibt eine Theorie, nach der dein Kumpel und du einen Drogenring am Laufen hattet, aber keiner glaubt so recht daran. Wir brauchen bloß irgendeine Richtung, in die wir ermitteln können.«

Ich kaute auf meiner Unterlippe. »Ich glaube, sie hatten es auf mich abgesehen. Oder zumindest darauf, mich zu verletzen.«

Robin spottete: »Nicht die ganze Welt dreht sich um dich. Es gibt nichts, was darauf schließen lässt.«

Ich zog den Zettel aus der Hosentasche, den ich im Rechnungsbuch gefunden hatte; eingepackt in einen Plastikbeutel. »Du willst nicht wissen, wo ich den versteckt hatte, bevor die Polizei mich abgeholt hat.«

Robin las ihn durch und schaute schockiert auf. »Sag mir bitte, dass die Polizei den schon untersucht hat.«

»Nein, das ist was Persönliches. Ich werde diesen Fall lösen. Das ist meine Pflicht. Erst recht dann, wenn Arnold meinetwegen sterben musste.«

»Das ist Schwachsinn!«, schnauzte Robin. »Wir haben eine Sondereinheit für diesen Fall gebildet. Wir haben eine Menge Manpower, alleine schaffst du das nicht. Du richtest bloß mehr Schaden an.«

»Die Polizei ist langsam und an Gesetze gebunden. Bis ihr richtig in Fahrt gekommen seid, ist die Spur kalt. Ich brauche Freiraum zum Ermitteln, ich brauche einen *Vorsprung*. Ich bitte dich selten um viel, es sind bloß kleine Gefallen. Lass den Zettel untersuchen, aber ohne dass es jemand merkt. Mach es notfalls selbst. Ich will DNS und Fingerabdrücke, selbst winzige Spuren und Teilabdrücke, okay?«

»Siehst du!« Seine Stimme wurde schrill. »Das ist genau die Art von Ermittlung, die ich nicht unterstütze!«

»Bitte, Robin!«, sagte ich mit Nachdruck. »Wahrscheinlich kommt sowieso nichts dabei herem. Und wenn doch, reiche ich den Zettel direkt danach offiziell ein. Versprochen!«

»Ehrenwort?«

Ich nickte und musste schwören, dann nahm Robin den Zettel an sich.

Nachdem ich den Polizeistern verlassen hatte, zündete ich mir erst mal eine Zigarette an. Die Sonne stand grellorange am Himmel. An der Bushaltestelle warteten die ersten Menschen auf den Bus zur

Arbeit. Sie taten ihre Jobs, wurden vernünftig entlohnt, und nach Feierabend kehrten sie zurück zu ihren Familien. Doch nicht ich. Während sie einen weiteren geruhsamen Tag begannen, stand mir die schwierigste Aufgabe erst noch bevor. Ich würde Arnolds Frau besuchen müssen.

Mehr unter midnight.ullstein.de